

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1908**

163 (16.7.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 57

Drei Tage Mittelarrest.

Von Max Girsch. (Schluß.)

Eine Bewegung, die Britische klappert herab und ich darauf, mich mit einem Gefühl wohligen Behagens ausstreckend. Der gleichmäßige Tritts des Postens, das verworrene Geräusch der Straße, Pferdebahngemmel bringt schwach zu mir herauf...

Ein mächtiges Drücken, untern Kopf und auf dem Rücken. Ich erwachte. „Gewiß ein weck... Hofenknopf und die Härte des Holzes in Ermangelung eines Kopfkissens!“ Vor Langeweile ging ich spazieren. Mit neun Schritten war ich zu Hause wieder angelangt.

Ich betastete, befühlte die Wände, kam dabei an das kleine, schwarze Knöpfchen mit der weichen Einfassung... da, — ich weiß nicht, wie ich kam — kurz, ich hatte gedrückt... vor Langeweile.

Mit Eins kam auch schon die Treppe herauf; hüpfend, wie ich schauernd bemerkte... schlüsselkasseln.

Für die Britische herab, der Kerl darauf, das Gesicht nach der Wand und geschlafen... geschnarcht... gesagt... Nach dem getrunken!...

Ein Getöse auf dem Flur, Türen auf und zu — — jetzt raffelt es an meiner Tür. Auf steigt dieselbe.

„Haben Sie gellingselt?“ tönt mit schredlicher Stimme von der Türe her.

„Ich... ich weiß nicht...“ erwidere ich schlaftrunkend, augenreißend. „Kradend flog die Türe zu; weiter ging es fragen.“

Ich lachte recht. Da — — „Hier muß es gewesen sein; bei Nummer 3.“

Nochmals geht die Türe auf; ich erhebe mich, eine ärgerliche Miene mimend ob der unerwünschten Störung. Der Schließer kam jetzt ganz herein. „Haben Sie gellingelt? Sagen Sie nur aufrichtig, sonst können Sie leicht drei „Dide“ (strenger (Dunkel-) Arrest) kriegen!“

„Hier gibts nämlich nur „Diden“! — „Nein, ich habe geschlafen“, sagte ich. Und kopfschüttelnd, leise murmelnd, entfernt er sich wieder.

Diesmal lachte ich nicht! Keine Dämmerung senkt sich nieder... Wieder Bewegung; Schlüsselkasseln. Meine Türe geht auf. Draußen steht die Brotmaschine; ein recht nützliches Instrument, besonders wenn man in der weiten Welt ohne Messer dasht.

„Nach! mit drei geschickten Schnitten“ (frei nach Freiligrath) ist die Mahlzeit bereitet.

Prüfend sieht die Nase über den Rand des Bechers: es ist noch genügend darin. Doch, besser ist besser; der Becher wird mit neuem Naß gefüllt, sonstige Bedürfnisse verrichtet... schon mahnt der Schließer die Säumigen, „zu verduften“. Einen Augenblick noch, dann klappen die Türen wieder zu — Gefangen! —

Nach finsterner Wirts. Gespenstisch hüpfend tangend ein runder Lichtschein als letzter Gruß des scheidenden Tages von der Außenwelt an der rechten Wandseite. — Langweilig! —

Wieder Bewegung draußen. Türen fliegen auf und zu. Immer klingt es wie das Auffagen von Gesangbuchversen dazwischen.

„Aha!“ Ich begreife. „Revision!“ Für den Fall war ich instruiert; ich stelle mich also links dicht neben den Ofen an der Türe auf. Ein letzter flüchtig prüfender Blick durch das Gemach, rasch ein paar Vorklumen von dem Dachte heruntergelassen, strammgestanden. Die Türe fliegt auch schon auf: Vater Philipp in höchstgelegener Person. Hinterher der Schließer.

Mit einer gewissen Mut beginne ich zu deklamieren: „Kanonier Schlumps der zwölften Batterie Regiments Nr. 53. Ich bin bestraft mit“ — da waren sie auch schon draußen. — Ich halte ein... „Aun!“ dreht sich Vater Philipp

Allerlei.

Ein Rauchverbot für Kinder in England. An dem Gesetzbetr. das Rauchverbot für Kinder unter 16 Jahren hat die parlamentarische Kommission des englischen Unterhauses in 16 Sitzungen 368 Abänderungen vorgenommen, von denen die meisten das Zigarettenrauchen betreffen. Der abgeänderte Entwurf gestattet Kindern unter 16 Jahren das Rauchen von Zigaretten, wenn sie von erwachsenen Personen hiermit beauftragt worden sind.

Das Limonadenbad. Unter den eleganten Damen Englands ist eine neue Mode aufgekommen, ein neues Mittel der Körperpflege, von dem die Eingeweihten mit größter Begeisterung sprechen: das Limonadenbad. In die Badewanne wird der Saft von einigen Duzend Zitronen geträufelt und lauwarmes Wasser hinzugefügt. Wie die Schönheitslehrer versichern, übt diese Mischung auf die Haut eine stärkende und außerordentliche Erfrischung aus und dient zur langen Erhaltung der Schönheit.

Aus den Wigblättern.

„Meggendorfer Blätter“.

Voshaft. Sie: „Ach, Edgar, schau nur den friedlich-stillen Ort; da möcht ich immer bleiben!“ — Er: „Um, ob es dann aber immer so friedlich-still bliebe?“

Kein Kunststück. Vantiers-Gattin (bei einer Opernpremiere zum Gatten): „So ä Oper zu schaffen, das ist doch wirklich ä Leistung!“ — Bankier: „Ne Kunststück, wo solche Leute den ganzen Tag nichts anderes zu tun haben!“

Die Hauptkade. Gatte (spät heimkehrend, zur scheltenden jungen Frau): „Ja, ich finde wirklich, die Erziehung der Mädchen zur Ehe ist recht nötig! Ihr wißt ja nicht mal einen Mann zu behandeln, wenn er mit einem Schwips nach Hause kommt!“

Unzufrieden. Bauer (als ein starker Regenschauer den Brand seines Hauses lösch): „Da steht man wieder, wie sehr wir Bauern unter der Witterung zu leiden haben!“

Mißverständnis. „So ein moderner Mantel mit Kapuze ist doch sehr bequem — man braucht darunter nichts anzuziehen!“ — „Nur's Ihnen denn da nicht zu kalt, Fräulein?“

Wahres Geschickchen. Ein junges sauberes Diandl geht beichten. Die unangenehmsten Bekennnisse, nämlich die Sünden gegen das sechste Gebot, bewahrt sie sich bis zuletzt auf. Aber auch da will sie nicht ordentlich mit der Farbe herauskrüden. Um ihr das Geständnis zu erleichtern, fragt sie der Herr Pfarrer: „Hast loa Verhältnis nit?“

Das Diandl erwidert etwas zögernd: „A lois (ein wenig) schon.“

Der Pfarrer: „Ja, was tuat denn nacha bei Qua?“

Das Diandl: „Er kimmt ans Kammerfenster.“

Der Pfarrer: „Und nachher?“

Das Diandl: „Nachher kimmt er halt eini.“

Der Pfarrer: „Und nachher?“

Das Diandl: „Nachher kimmt er halt einet.“

Der Pfarrer: „Und was tuat er denn nachher?“

Es entsteht ein peinliches Schweigen. Schließlich fragt das Diandl, der ihr sehr unangenehmen Inquisition ausweichend, Seine Hochwürden: „Was täteest denn nachher du?“

(„Jugend“.)

ten für das Mutterlein. In einen Kranz aus Stroh legen. Einen schönen Kranz. Ich war mitten im Hochgebirge. Es war Anfang Juli. Da blühen die Edelweisse, die blauen Engiane und die letzten der roten Alpenrosen. Mit den zwei letzteren hatte es keine große Mühe. Die fand ich schon auf kleinen im Felsengebirge eingebetteten Wiesenflöden und auf wüstem Geröll in einer Höhe, wo es auch die Kühe noch wagen. Was aber an Edelweiss an zugänglichen Stellen wuchs, das war schon weggeholt, um drunten an den Bahnhöfen und Schiffstationen in schmutzigen Büscheln zu zwanzig Bentimes verkauft zu werden. Ich brauchte ein paar Hundert von den großen, matelosen, weißen Sternen. Mein konnte ich die nicht holen. Da quartierte ich mich auf zwei Tage bei einem Birten oben auf der Alm ein. In einem Tag wollte er für so zwei, dreihundert schon garantieren. „Aber nit ohne Seil“ sagte er. Droben an der Notornwand wollte er sie alle holen, zuerst einmal das Größte mit einer Zigarre, und dann das andere am Seil. Ich sollte die auf den kleinen Schrofren, rafengepölkerten Felsköpfen nehmen. Das mit der Zigarre verstand ich nicht recht, dachte aber, das würde sich schon zeigen.

Nach einer schlechten Nacht auf dem Heu standen wir beim Morgengrauen auf. Es hatte über Nacht schwach geschneit und die Kühe, die sonst immer im Freien liegen, kamen während des Schneefalles gegen die Hütte und läuteten uns aus dem Halb-schlaf. Als aber der Sonn in der Feuergrube die Menschenhut zu einer mächtigen Flamme angeblasen hatte, und im großen schwarzen Kessel das Wasser brobelte, war der Schnee draußen zum Gluck wieder weg. Denn es ist ein böses Steigen bei nassem Gestein. Bis wir an die Notornwand kamen, mußte alles wieder trocken sein.

Der Sonn war ein zwanzigjähriger Bursche mit langen Beinen und langen Armen und einem kleinen strohblonden Kopf. Auf seinem frischen, knochigen Gesicht mit den kleinen hellblauen Augen stand nichts geschrieben, gar nichts. Die ruhige Selbstverständlichkeit der Bergnatur lag auf seinen Zügen. In seinem schweren, graugelben Luchanzug mit schwerbeschlagenen Schuhen, gehörte er einfach zu ihr, der Natur. Langsam und leicht stieg er durch die zerklüfteten Felsen des Grats. Ich hinterdrein. Als wir an der Wand angelangt waren, hat er mich um eine Zigarre. Es liehe sich „kommoder“ steigen mit einer Zigarre im Maul. Er zündete sie langsam an, tat ein paar Züge, sah sie wohlgefallig an und sagte mir dann, ich möchte einmal gerade hier bleiben mit dem Seil, oder auf die Schrofren gehen, er wolle jetzt nur einmal das Größte holen. Ohne lange nach einem bequemen Einstieg in den Fels zu suchen, kammerte er sich an die nächsten noch feuchten Steinvorsprünge mit weitgespreizten Armen an und fing so an, an der steilen, so etwa zweihundert Meter hohen Wand hinüberzuspandeln. Ich hatte es mir nicht träumen lassen, daß er das wagen würde. Sollte ich ihn nicht zurückrufen? Aber da stand er schon auf einer ziemlich bequemen kleinen Grasbank und pflüchte Edelweiss, die auf hohen Stengeln sich im Winde über dem Abgrunde wiegten. Dann kletterte er um eine Felsennase herum, an der ich nicht einmal mit meinem Glas ordentliche Griffe entdecken konnte und war dann verschwunden. Es gibt tolle Kerle unter diesen Aelplern. Sie machen Dinge, wenn sie nur eine Zigarre im Mund haben, bei denen auch dem geschulten und kaltblütigen Hochtouristen das Herz erbebt. Da war es nicht verwunderlich, daß mir das meine laut gegen die Rippen schlug. Wenn dem „Chüjter“ — so heißen dort die Sennen — etwas passierte, dann war ich daran schuld, niemand als ich. Das war mir ganz klar. Aus diesen Gedanken riß mich plötzlich ein schweres Getrache. Aus der Höhe kam ein Steinblock, schlug zweimal auf vorstehende Kanten auf und fauste dann in die Tiefe. Das Gestein war also brüchig, brüchiger als es von unten geschienen hatte. Aber ich beruhigte mich bald. Wahrscheinlich hatte der Senn, um Halt zu bekommen, absichtlich ein trügerisches, loses Stück weggetreten, bevor er weiter kletterte. Gleich darauf sah ich ihn oben mit Hängegriff hinter einer steilen Kante hervorkommen und seelenruhig schief aufwärts weiterhangeln. Ein Mensch an einer Felswand von vielleicht 70 Grad Neigung. Das ist nicht senkrecht, aber es scheint so. Ein starkes junges Leben, das über den Abgründen des Todes schwebt. Ein kalter, dummer Stein, der fest zu sitzen scheint und doch locker ist — und es ist vorbei! Um dieser verfluchten Edelweiss willen!

(Schluß folgt.)

um... mit drei Tagen Mittelarrest wegen Unvorsichtigkeit als Ordonnanz! Iams wie aus der Pistole geschossen aus dem weit geöffneten „Vorkladen“. „Lange nicht genug!“ glaubte ich noch vernommen zu haben, dann gings weiter.

Schließlich ward alles ringsum finster und still. Vor dem Fenster stehend und angestrengt hinaussehend, vernahm ich halblaut geführte Unterhaltung. Ach was, ich konnte doch nichts rechtes verstehen. Die Britische herunter, den Kuchlappen von enormer Größe vom Fensterbrett herunter, das Taschentuch her einen Strumpf noch, das Ganze sorgfältig in die Feldmütze gestopft: das war ein famoseres Kopfstücken. Nun eine möglichst bequeme Lage — war das Holz aber hart — sanft und selig war ich entschlafen.

Morgens raffelt es wieder. Diesmal wurden wir für längere Zeit in Freiheit gesetzt; auch die Vorkschneidemaschine war wieder da. Jeder holte sich seine Portion Wasser, der Kaffaktor, ein riesiger Garbe-Mann „von vier Wochen“, das Gesicht von zollangen Bartstoppeln bedekt, tat überall Stubenmädchen-bienste — wobei die sporenlosen Meistfickeln einen wehmütigen Anblick darboten. Inbessen wusch ich die Inzassen des „königlichen“ Hotels.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich meine Zimmernachbarn kennen. Es waren ein Eisenbahner, welcher seinem „Herrn“ als Bursche „dumm“ gekommen war, zwei Einjährige von den „Alexandern“ mit 10 bezw. 14 Tagen, einige Artilleristen. Besonders den „Einjährigen“ behagte die Gefangenschaft ganz und gar nicht; sie mußten eine jammervolle Nacht durchleben haben — ihrem Aeußern und Worten nach zu schließen. Lange konnte man sich aber psychologischen Studien nicht hingeben: „Nu aber rin; sonst...!“ Erlischt drückt sich jeder, die Türen fliegen krachend ins Schloß.

So, jetzt haben wir wieder den ganzen Tag Zeit — wirklich mullig! Zuerst puzen. Mit einer grenzenlosen Hingebung wird der Hod gepuzt und gebürstet, dann erscheinen als glänzendes Ergebnis fortgesetzter Reibungen spiegelblankte Stiefeln. Ja, was mach ich nu? Zuerst umherespaziert und läwenmäßig geknert, sodann einen Keil Brot gefaszt und bärenmäßig gewürzt — es schmedt! — Einen Guß Wasser nach; mir wurde immer wohler. Mit gemischten Gefühlen betrachte ich die Britische. Sie war förmlich ausgehöhlt wie eine Mulde! Ein posierbares Stück Möbel, so eine alte Britische... du bist der Träger so manches hoffnungsvollen Jünglings gewesen. So mancher Traum von Lieb und Glück wurde auf dir verträumt, so manchen hat du wohl auch gedrückt, daß ihm Hören und Sehen und auch der Schlaf verging! Ich fange an die Kerle zu gähnen. Nach einer Stunde etwa bin ich fertig: Es sind ihrer Steben-undneunzig! — Genug davon. — Was nun? — Ein Gelüste, wieder auf den Knopf zu drücken, unterbrüde ich noch rechtzeitig. Die übrigen Stunden des Tages verstreichen in träger Langsamkeit; ein Glück, daß man es von fünf, sechs Türmen schlagen hört, es wäre sonst vor Langeweile entseklisch.

Abends wieder dieselbe Komödie wie gestern. Diesmal leiere ich meinen Vers mit einer Sicherheit herunter wie ein Vankelfängergreis die schaudervolle Moritat. „Nun noch einmal!“ hallt es freudig in mir, „dann noch eine Nacht — und dann — frei!“ Im Gedanken an die Göttergabe der Freiheit hüpfte ich wie besessen umher. Dann ergeize ich Brot und Wecher und „muffele“. Es schmedt: „Herrlich, etwas trocken zwar, aber sonst ganz wunderbar!“

Unterdessen dunkelt. Die Mühe wird ausgestopft und die Britische knarrt unter dem Gewichte eines armen Sünders. Ein Weilschen Ruhe... Eins, zwei, drei... pochts an meine Wand von drüben. Verständnisinnig trete auch ich dreimal mit dem Absatz an dieselbe Stelle. „Du!“ — „Ja.“ — „Wie spät ist's denn?“ — „So gegen sieben muß es sein.“

„Verwünscht! Ich kann nicht schlafen... es heißt mich — ich glaube, hier sind Wanzen...“

„Das ist ja recht feierlich. Ich habe noch nichts bemerkt...“

Wieder Stille... Ich werde wach. Es schlägt... dreimal glaube ich. Alle Knochen schmerzen schauerhaft. Dem Himmel sei Dank, die große Hälfte ist weg. Ich denke ans Ster-

ben; die Langeweile ist geradezu überhand. Wieder schlägt ... Erst halb vier? Wartet denn diese Nacht bis zum jüngsten Tage?! Endlich denke ich gar nichts mehr; stumm und dumm liege ich da, mich nur von Zeit zu Zeit herumwälzend.

So wirds Morgen. Die Generalreinigung und Mustertung geht vor sich, das Maß wird eingenommen und gepuht. Wunder schön gepuht! Dann wieder Langeweile. — Ich starre beharrlich nach dem Fenster (welch schmeichelhafte Bezeichnung für das vieredige Loch), besehe die vielen Drähte und wünsche dabei so recht von Herzen einige Arbeiter hinauf, zur Abwechslung wenigstens.

Wahrscheinlich. Ist's Traum? Ist's Wirklichkeit? Nach einiger Zeit kommen zwei Mann, setzen sich da oben fest und arbeiten. Eine neue Leitung zogen sie, wie es schien. Mit einer wahren Zerkunft sah ich zu. Wieder verging einige Zeit.

Draußen wurde es lebendig; ich hörte Türen aufmachen, Stimmen näher kommen. Gespannt sah ich nach der Tür. Sei, jetzt wird aufgemacht! Draußen hat man die Leidensgefährten bereits in einem Giebel an die Wand gestellt. Mit wichtiger, etwas bekommener Miene rebidierte uns der Schleher. Ob der Fragen schloß, die Knöpfe blank waren — auch auf die Füße sah er uns. Dann instruierte er über Gebühren im Arrest, Rechte und Pflichten daseibst.

„Außerordentliche Revision in Sicht!“ „Der Herr Major!“ raunte einer dem andern zu. Strenge Blicke, Ermahnungen, Liebenswürdigkeiten wie „Schwefelbände, Kastengeister“ usw. —

bann sperre man uns wieder ein. Es war aber nur Blinden Bären gewesen: Probemobilisierung.

Der Abend kam geschlichen, der Vater Philipp, dasselbe Bild! Das letzte Mal! Die letzte Nacht! Ich hätte aufpassen mögen.

Diese letzte Nacht zu schilbern erlaßt mir. Ich wills für mich behalten. Vergessen tu ichs aber im Leben nie wieder! Früh noch eine letzte Waschung, der letzte Knust Brot wanderte mit Todesverachtung den Weg alles Irdischen, dann wurde gepuht, wunderschön gepuht ... zehnmal gepuht. Schließlich horchte ich; jede Minute konnte mir ja die Freiheit bringen.

Jetzt kommt etwas die Treppe herauf ... Hüpfend! Hurral Frei! — Jawohl, Kuchen! Noch zweimal wurde ich auf diese Weise gefoppt, so daß ich am letzten Ende noch ganz melancholisch wurde!

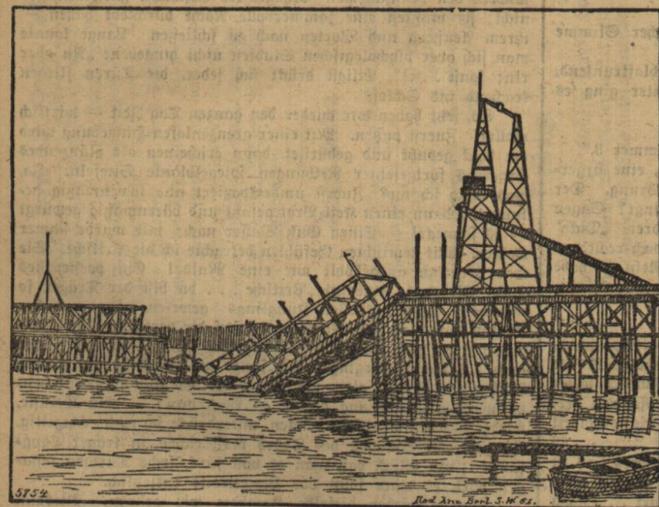
Das Fußzeug war längst sorgfältig gepackt, die Britische hoch, alles in Ordnung; nur die Türe auf und fort. Ja, das wars ja eben, die Türe! Zum Bergweiser!

Endlich doch ... auf! Ein Satz, ich war draußen. „Nehmen Sie nur Ihren Becher mit!“ meinte Cerberus (der Höllenhund) verwundert.

Aber nun fort; im Fluge die Treppen hinab, mit Bindeseile den Umgang bewerkstelligt. Dann die submissivste Meldung: „Arreststrafe verbüßt.“

Wieder knarrt das Tor und ich bin frei ... in der Freiheit königlich preußischer Ferienkolonialen! ...

### Der Brückeneinsturz in Köln.



Zu den verhängnisvollen Baukatastrophen der letzten Wochen ist eine neue in Köln hinzugetreten. Wie aus der Tagespresse bekannt geworden ist, stürzte dort die neue, noch im Bau begriffene südliche Rheinbrücke plötzlich ohne erkennbare Ursache ein. Sieben Personen fanden dabei ihren Tod und zehn wurden verletzt, glücklicherweise aber nur zwei schwer. Die ersten Zahlen lauteten weit ernster, doch haben sich noch mehrere Personen, die zuerst als vermißt gemeldet worden waren, wieder eingestellt. Einige von ihnen waren auf geradezu wunderbare Weise gerettet worden. Unser Bild gibt eine Anschauung von der Unfallstelle.

### Die Verschmelzung von Arbeiter-Gesangvereinen.

Von Eugen Thari.

(Nachdr. verb.)

Wer Gelegenheit hat, Konzerten oder anderen Veranstaltungen von Arbeitergesangvereinen beizuwohnen, kann da öfters eine merkwürdige Beobachtung machen. Erst singt eine große Zahl von Sängern, der Arbeiterfängerbund, dann aber kommen Vorträge von Einzelvereinen, von vielfach kleinen, manchmal auch ganz kleinen Vereinen. Und während die Leistungen der Gesamtmasse oft sehr hübsch anzuhören sind, ist der Genuß bei den Einzelvereinen oft recht zweifelhafter Art. Und unwill-

kürlich fragt sich der Denkende, ob diese Zersplitterung in die kleinen Einzelvereine notwendig ist. (Daß sie nicht nützlich ist, darüber ist sich jeder Kundige klar.)

Mehrere Ursachen hat die Zersplitterung des Arbeitergesangswezens. In großen Städten und auch in kleineren Ortschaften, die sich lang ausstrecken, bedingen es die weiten Entfernungen, daß die Sangeslustigen sich auf verschiedene Vereine verteilen. Wer im Osten einer Großstadt wohnt, kann zum ständigen Leben oft nur schwer in den Westen kommen. Ein zweiter Grund ist die Lokalfrage. Es ist bekannt, wie schwer es den Arbeiterfängern aus politischen Gründen manchmal gemacht wurde, einen genügend großen Saal zu erhalten. Wenn einmal die Geschichte des deutschen Arbeitergesanges geschrieben wird, wird die Verweigerung von Sälen durch die Birte usw. nicht das kleinste Kapitel in ihr bilden. Die Folgen

des Lokalmanuels sind für manche Vereine schon schwerwiegend gewesen. Da nun mehrere kleine Zimmer zu Uebungszwecken leichter zu erhalten sind, als ein großer Saal, so ist die Trennung in verschiedene kleine Vereine aus diesem Grunde auch zu begreifen. Aber — dieser Grund kann heute nur noch für politisch zurückstehende Gegenden gelten. An Orten, an denen sich die Arbeiterklasse das Recht auf Existenz — und nicht nur auf Duldung — errungen hat, macht die Lokalfrage in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit mehr.

Andere Ursachen zu dem bedauerlichen Auseinanderstreben von Arbeitergesangvereinen haben in menschlicher Eitelkeit, in allgemeinen menschlichen Schwächen ihren Grund. Die Freude am Vorstandspielen steht vielfach der Einigung der Gesangvereine im Wege. Das ist allerdings keine Sondereigenschaft der Arbeitergesangvereine, sondern findet sich auch bei den bürgerlichen Vereinen. Für manchen Sangesbruder hat die Beteiligung an einem Gesangverein nur dann Wert, wenn er eine Rolle spielen kann, was natürlich in einem kleinen Verein leichter geht als in einem großen. Dann kommt noch die Sängereitelkeit, die sich in kleineren Vereinen auch wohl fühlt als in großen, wo eine ganze Masse eifriger Sänger sich gegenseitig das Leben schwer machen. In dieses Gebiet „Verfriedigung persönlicher Wünsche“ fällt auch die Akrut „Gefelligkeit“, die sich auch oft der Einigung hinderlich in den Weg stellt. Dies ist ein Punkt, den die Arbeiterfänger getrost den bürgerlichen Vereinen überlassen sollten, die sich längst nach Ständen und Vermögensverhältnissen geteilt haben. Auch die Bildung von Gesangvereinen aus gleichen Verufen sollte man den Bürgerklassen überlassen. Die Fabrik- und Berufsvereine in der Arbeiterschaft haben keine innere Berechtigung.

Auch die Frage des Inventarbesitzes und des Vermögensstandes darf kein Hindernis bilden, wenn bereits bestehende kleine Vereine sich verschmelzen wollen. Es klingt pußig, ist aber Tatsache, daß zum Beispiel der Besitz einer Fahne, auf der der Name des Vereins fein gestickt ist, der Hinderungspunkt für einen solchen Verein ist, sich mit anderen Vereinen zu verschmelzen. Grund: Der Verein könnte sich dann nicht mehr um das eigene Banner scharen! Wie wichtig eine solche Fahne für einen Verein sein kann, zeigen unter anderem manchmal die Kassenausweise von Arbeitergesangvereinen. In Generalversammlungen solcher Vereine fand ich unter anderem bei einem österreichischen Arbeitergesangverein mit 28 Mitgliedern folgenden Ausweis: 190 Kronen Vereinsfonds, 18 Kronen Unterstüßungskasse und 227 Kronen Fahnenfonds. Ein Rotenfond ist überhaupt nicht erwähnt. In der Generalversammlung eines anderen kleinen Arbeitergesangvereins dreht sich die Debatte fast ausschließlich um die Beschaffung einer Fahne. 528 Kronen sind dafür gesammelt.

Alle diese bisher ausgeführten, eine Einigung der Arbeitergesangvereine hindernden Gründe sind nichtkünstlerischer Art. Nur ein Grund, der künstlerischen Erwägungen entsprang, hat an manchem Ort die Zersplitterung der Arbeiterfänger in viele kleine Vereine begünstigt. Man glaubte, durch gegenseitige Konkurrenz den Ehrgeiz der Vereine wachrufen und vielleicht auch ein größeres musikalisches Leben hervorrufen zu können.

Sehen wir näher zu: Gewiß hat die Konkurrenz der Vereine auch gutes im Gefolge gehabt. Doch in vielen Fällen ist nur ein falscher Ehrgeiz großgezüchtet worden. Derart, daß kleinere Vereine, die durchaus mit den großen Vereinen konkurrieren wollen, auf ganz falsche Bahnen gedrängt wurden, sich Aufgaben stellten, denen sie absolut nicht gewachsen sein konnten. Ehre, die auf Massenwirkungen berechnet sind, werden von kleinen Vereinen gesungen, Kompositionen von Vereinsdirigenten werden einstudiert, nicht aus künstlerischer Notwendigkeit, sondern weil der Verein den Ehrgeiz hat, mit seinem Dirigenten glängen zu wollen. Andererseits wieder wird die finanzielle Leistungsfähigkeit der Mitglieder oft aufs äußerste angestrengt. Aber auch die Hoffnungen, die auf ein größeres musikalisches Leben bei Trennung der Vereine innerhalb der Arbeiterklasse gesetzt werden, erfüllen sich nur sehr wenig. Denn im großen und ganzen werden von allen Vereinen die gleichen Lieder gesungen. Die Konkurrenz der kleinen Vereine untereinander hat aber noch einen schlimmen Nebelstand im Gefolge. Das ist das gegenseitige Wegfischen guter Stimmen. Um einen leistungsfähigen Sänger zu kapern, wird alles Mögliche aufgestellt, werden ihm die Beiträge erlassen, wird der Besuch der Proben in sein Ermessen gestellt usw.

Nun kann man einwenden, daß ja für das Zusammenwir-

ten der Arbeitergesangvereine die Arbeiterfängerbände da sein! Die Arbeiterfängerbände haben unteilig manderlei Gutes geschaffen, vor allem im Konzertwesen. Doch haben sie, wie bekannt, einen Nachteil, und zwar den Mangel ständiger Gesamtproben. Die Dirigenten wissen davon ein Lied zu singen. Ferner aber entwickeln sich die Sängerbände so rapid, daß meistens nur ein Teil der Sänger am Konzert wirklich aktiv teilnehmen kann. Das Augenmerk der Arbeiterfänger muß deshalb darauf gerichtet sein, mittelgroße Vereine zu haben, Vereine, die den Vorteil des Einzelvereins in den ständigen Proben verbinden. Und die bestehenden kleinen Vereine sollten unter allen Umständen danach trachten, sich mit ihresgleichen zu solchen mittelgroßen Vereinen verschmelzen, oder sich an einen vorhandenen größeren Verein anzugliedern. Sowohl ökonomische, wie auch künstlerische Vorteile entsprechen solchem Zusammenschluß.

Bekanntlich leiden die meisten Arbeitergesangvereine an starken Schwankungen der Mitgliederzahl. Viel mehr als die bürgerlichen Vereine. Während bei diesen ein starker Stamm jeftakter Sänger fast immer vorhanden ist, an den sich dann die neu Eintretenden leicht angliedern, ist bei jenen das Verhältnis in der Zahl der bleibenden und neu hinzukommenden Mitglieder durchaus nicht so günstig. Am ungünstigsten ist dies Verhältnis natürlich bei kleinen Vereinen. Einem solchen kann es gegebenenfalls zustoßen, daß eine einzelne Stimmart, beispielsweise der erste Tenor, im Laufe weniger Jahre vollständig neue Sänger aufweist. Aber denken wir diesen ungünstigsten Fall weg. Lassen wir bei jeder Stimmgattung jährlich nur zwei bis drei Mitglieder wechseln. Selbst ein solcher Wechsel ist bei einer geringen Sängerschul schwer zu fühlen. Wenn beispielsweise bei einem Verein von 30 Mitgliedern der erste Satz acht Sänger zählt, so ist es schon recht unangenehm, nur auf fünf Stammsänger rechnen zu können. Verschmelzen sich vier solcher Vereine und haben nun statt acht ersten Sängern zweiunddreißig, so machen zwölf neue lange nicht so viel aus; denn ein Stamm von zwanzig alten Sängern wirkt anders wie einer von nur acht. Hierzu kommt noch, daß durch die Mischung verschiedener Verufe in einem großen Verein die durch Ungunst der Erwerbsverhältnisse in einem bestimmten Arbeitszweige herborgerufene Schwankung in der Zahl der Vereinsmitglieder beim großen Verein sich bei weitem nicht so fühlbar machen wird als beim kleinen Verein. Ein Beispiel: Der kleine Verein, der unter 30 Mitgliedern 15 Metallbrecher zählt, kann durch Arbeitslosigkeit in diesem Verufe, die starke Abwanderung zur Folge hat, direkt gefährdet sein. Der große Verein wird, abgesehen von allgemeinen industriellen Katastrophen, nie unter die alternativste Zahl von Mitgliedern kommen, auch in den einzelnen Stimmgattungen nicht. Die Entwicklung der Arbeiterfängerbände und deren Konzerte sind Weisheit hierfür.

Die größere Sicherheit in der Mitgliederzahl vermag in verschiedenen Richtungen günstig zu wirken. So z. B. finanziell. Der Verein ist z. B. eher in der Lage, arbeitslosen oder kranken Mitgliedern die Beiträge zu stunden. Dann gibt es Dinge, die jeder Verein nur einmal anzuschaffen braucht, einerlei, ob er groß oder klein ist, wie z. B. Partituren. Oder denken wir an Annoncenkosten für Konzerte, Vereinsvergütungen und ähnliches, an etwaige Klaviermiete usw. Die Kosten für alle solche Dinge bleiben sich gleich, ob der Verein 30 oder 120 Mitglieder zählt. Selbst auf die Ausgestaltung der Vereinsvergütungen übt die größere Mitgliederzahl einen wohlthätigen Einfluß aus. Was kann alles unternommen werden, wenn eine starke Mitgliederzahl den Rückhalt gibt!

(Schluß folgt.)

### Der Schwindei.

Die Mutter war gestorben. Weit in der Ferne erfuhr ich es erst, als sie schon begraben war. Es gibt nicht viel, was bitterer ist. Im ersten Augenblick meint man, der Boden sei einem unter den Füßen weggezogen, wenn man keine Mutter mehr hat. Der Zusammenhang mit dem Leben will sich auflösen. Noch nie habe ich mich verlassen gefühlt, wie damals. Aber das geht nur ein paar Stunden oder einen Tag. Die einen das Leben gegeben hat, ist dahin. Aber man ist selbst lebend und wurzelt tiefer im Leben, als man es gewohnt. Es ist das letzte Kindheitsgefühl, das noch einmal die Arme aufhebt zur Mutter. Als das Weh vorbei war, da wollte ich wenigstens noch etwas